

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 12

Artikel: 40 Jahre Umgang mit Tieren
Autor: Hausammann, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066776>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



40 Jahre Umgang mit Tieren

Von E. HAUSAMMANN

Illustration von T. Egender

Wenn ich die Quintessenz aus meiner Tätigkeit als Tierhüter im Wildpark Langnau bei Zürich ziehe, so muß ich folgendes sagen: An den Tieren habe ich sehr viel, am Publikum eher wenig Freude gehabt. Die Intelligenz der Tiere hat mich immer wieder überrascht, genau wie mich die Unvernunft der Menschen geärgert hat.

Warum in aller Welt müssen die Frauen ihre kleinen Kinder immer wie-

der auf die Brüstung des Bärenzwingers setzen? Man weiß doch nachgerade, daß das lebensgefährlich ist. Es ist wahr, die Bären, wie übrigens fast alle wilden Tiere, sind von Natur aus gutmütig. Ein Bär, den man im Walde antrifft, greift nicht an, sondern springt fort, wenn er nicht gerade Junge hat oder im Schläfe überrascht wird.

Axel Munthe erzählt in seinem Buch

« San Michele » darüber folgende Begebenheit, die sich in Rußland zugetragen hat:

« Eine Frau hatte ein im Walde gefundenes Bärlein aufgezogen; es war groß geworden und zahm geblieben wie ein Haustier, spielte mit Hunden und Kindern und wurde nur bisweilen an der Kette gehalten, so am Sonntag, wenn die Frau auf Besuch zu ihrer Schwester ging. Eines Tages, als sie den Bären wieder angebunden und schon die Hälfte des durch Bergwald führenden Weges zurückgelegt hat, kommt ihr plötzlich ein Bär nachgetrabt. Er hat sich also losgerissen, ja sogar das Halsband verloren! denkt die Frau. Erzurnt schimpft sie ihn tüchtig aus und droht ihm mit dem Schirm: „Marsch, nach Hause!“ Der Bär stutzt, bleibt jedoch stehen. Da wird die Frau noch zorniger und schlägt ihm mit dem Schirm kräftig über die Nase. Der Schirm zerbricht, der Bär schüttelt den Kopf — und macht kehrt. Abends von ihrem Besuch zurückgekehrt, will sie den betrübt vor seiner Hütte hockenden Bären nochmals ausschimpfen, aber die Köchin versichert ihr, er habe den ganzen Tag still und brav an seiner Kette gelegen.

Sie hatte im Bergwald einen andern Bären verjagt! »

Wäre aber dem wilden Bären keine Möglichkeit zur Flucht offen gestanden, so hätte die Geschichte sicher ein anderes Ende genommen.

Aus diesem Grund sind Bären in einem Zwinger immer gefährliche Tiere. Nicht umsonst hat man alle Bärenzwinger-Anlagen so eingerichtet, daß sie bedient werden können, ohne daß man sie betreten muß. Stets wenn sich Wärter durch Betreten des Zwingers mit den Bären abgegeben haben, ist es schlecht herausgekommen. Desgleichen besteht immer die Gefahr, daß ein Kind, welches in den Zwinger fällt, den Bären erschreckt, so daß er es angreift und nachher auffrißt.

Darauf habe ich die Leute immer aufmerksam gemacht, aber unzählige Male von unvernünftigen Müttern die Antwort

erhalten: « Das gaht Si nüt a. Ich cha mit mim Chind mache, was ich will. »

Um die Mütter zu verhindern, ihre Sprößlinge auf die Brüstung zu setzen, haben wir dann später eine große Anzahl von eisernen Spitzen montiert. Mit welchem Erfolg? Die Frauen haben einfach ihre Mäntel darüber gelegt und die Kinder wieder darauf gesetzt.

Und dann das merkwürdige Verhalten den Tieren gegenüber: immer wieder kommt es vor, daß das Publikum den Bären glühende Zigaretten auf den Pelz wirft. Das Tier merkt das natürlich erst, wenn es gebrannt wird.

Oder: Am Sonntag kommen die « Tierliebhaber », binden ein Stück Zucker an einen langen Faden und werfen es dem Bären über den Ast des Baumes im Bärenzwinger zu, so daß er auf den Baum klettern muß. Der Bär nimmt das Stück Zucker und zerreißt bei dieser Gelegenheit natürlich den Faden. Da ist nichts weiteres dabei. Es ist eine Belustigung wie eine andere. Jeder kommt auf seine Rechnung. Der Bär bekommt seinen Zucker, und das Publikum hat etwas zum Lachen. Nun gibt es aber solche, die nehmen statt eines Fadens eine dicke Schnur, beinahe ein Seil. Der Bär verwickelt sich in die Schnur und bleibt schließlich am Baum hängen, so daß der Wärter die Äste absägen muß, um ihm den Abstieg zu ermöglichen.

Das Publikum gibt den Tieren auch viel zuviel zu fressen. Vor allem ärgerte ich mich immer wieder darüber, daß man den Tieren Gegenstände zuwirft, von denen doch jeder weiß, daß sie sie nicht fressen können: Blumen und Zigarrenstummeln.

Im Zoo ist einmal ein Schimpanse vergiftet worden, weil er einen Tintenbleistift verschluckte. Das Ereignis war in den Tageszeitungen ausführlich erörtert worden, mit dem Ergebnis, daß wir am Sonntag darauf in unsern Bärenzwinger auch einen Tintenbleistift entdeckten. Es fand sich also jemand, der absichtlich

einen Tintenbleistift zum Fressen hinwarf, um zu schauen, ob es unsern Bären jetzt auch «putzen» würde.

Mit den Hunden, die dem Publikum gehören, habe ich ebenfalls manche bittere Erfahrung gemacht. So haben uns einmal zwei Hunde, die im Park wilderten, in einer Nacht 15 Stück Wild zerissen, Hirsche und Heiznuckenschafe. Die Hunde gruben Löcher unter dem Gitter und konnten so in den Wildpark eindringen. Als ich am Morgen, es war noch dunkel, auf die Tour ging, merkte ich, daß die Hirsche unruhig waren. Ich wußte gleich, was los war, nahm die Flinte und begann die Hunde zu jagen. Sie wurden dann erschossen.

Auch die kleinen Hunde vermögen großen Schaden anzurichten, und zwar indem sie das Wild erschrecken. Vor etwa acht Jahren, als wir noch Antilopen hielten, befand sich ein Professor mit seiner Frau während eines ganzen Tages im Wildpark. Das Ehepaar hatte einen kleinen Rehpinscher bei sich. Gegen Abend ließ die Frau Professor das Hündchen für einen Augenblick von der Leine. Sofort sprang es gegen den Hag, wo ein paar Antilopen standen und machte: «Wau, wau.» Die Antilopen erschrecken, eine legte sich um und war tot. Sie war einem Herzschlag erlegen.

Ich mag den Leuten lange sagen, sie möchten so gut sein und auch ihre Hündchen an die Leine nehmen. Sie erwidern jeweilen nur in beleidigtem Ton: «Mein kleiner Hund wird wohl keinen Hirsch verschlucken.»

Schließlich kann ich nicht jedem einzelnen erklären, daß Tiere nicht so robust sind wie Menschen.

Der gestörte Winterschlaf

Wie gesagt, mehr Freude hatte ich immer an den Tieren, und zwar sehr oft an solchen, die für die Zuschauer nicht einmal besonders interessant sind, z. B. an Murmeltieren.

Das erste Murmeltier kauften wir einem Schausteller ab, der jeweils mit sei-

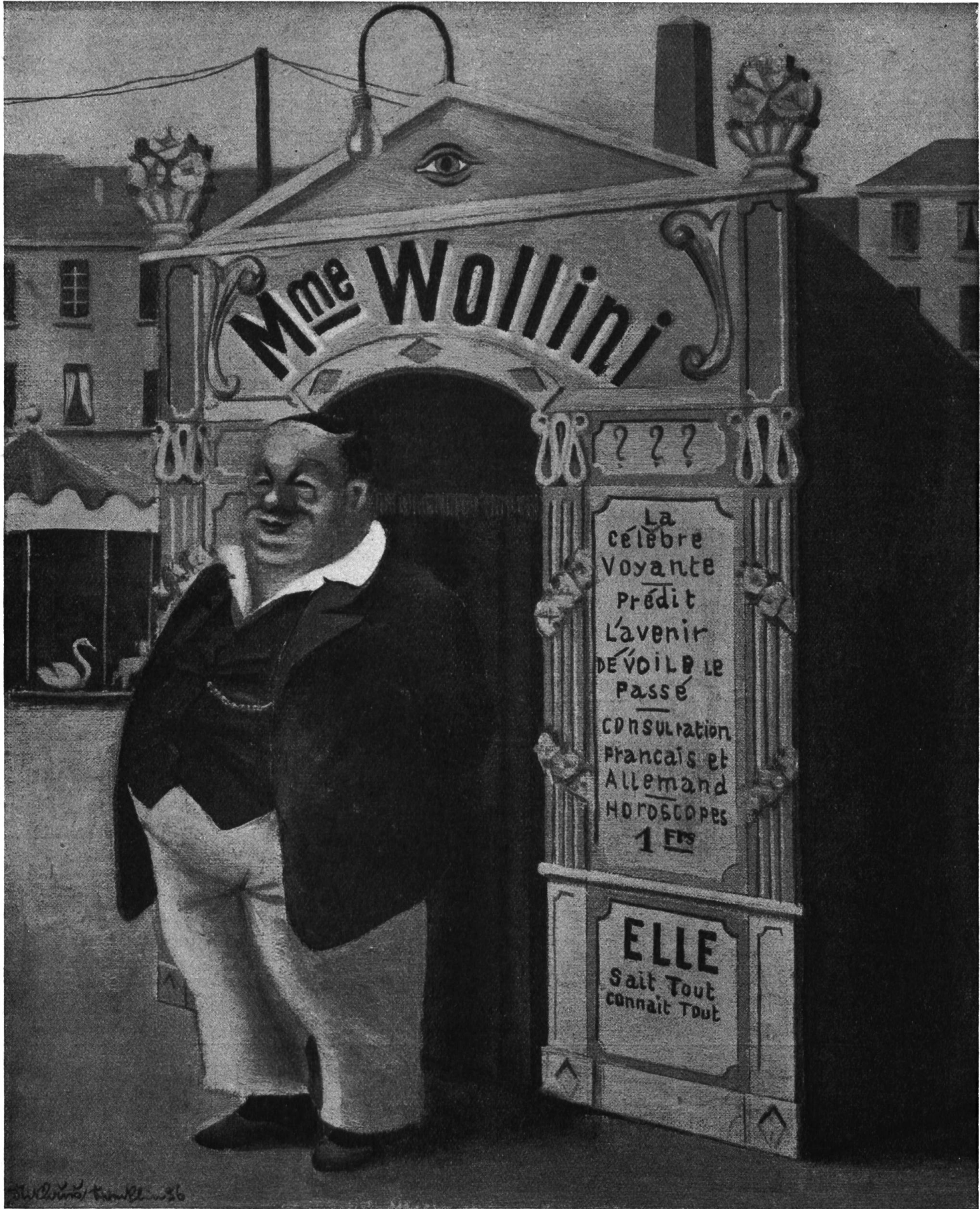
ner kleinen Tierschau den Schulen nachreiste. Drei weitere erwarben wir von einem Arzt, der einen eigenen botanischen Garten samt einer zoologischen Schau hatte.

Für diese vier Murmeltiere erstellten wir eine besondere Zwingeranlage, d. h. einige Höhlen und eine Mauer, die 1 m tief in den Boden hineingebaut war. Trotzdem konnten die Tiere ausbrechen. Als sich die Murmeltiere bereits zu ihrem Winterschlaf verkrochen hatten, bemerkte ich eines Tages auf der Straße ein kleines Loch. Es war der Ausgang eines Murmeltierganges, und ich konstatierte, daß sich die Tierchen unter dem tiefen Gehege bis zur Straße durchgegraben hatten. Doch konnten sie deren harten Belag nicht durchbrechen. Sie gruben deshalb wieder retour gegen den Berg. Der Gang war 22 Meter lang und lag in einer Tiefe von 2,4 Meter.

Wir gruben die Tiere aus. Drei schiefen fest, eines aber war halb erwacht. Ich legte dann alle vier in ein Hüttchen im Keller. Da ich befürchtete, sie könnten erfrieren, legte ich noch ein leeres, mit Heu ausgepolstertes Weinfäßchen hinein. Das Tier, welches wach war, verlangte nach Futter und trampelte auf den drei Kollegen herum, so daß man es wegnehmen mußte. Die drei, die beisammen blieben, schiefen den Schlaf des Gerechten, das vierte aber döste im Halbschlaf dahin und beehrte alle 2—3 Tage zu fressen.

Im Frühling wurden alle vier Tiere wieder in den Zwinger gesetzt. Als der erste Regen kam, machte dasjenige, das im Winter nur halb geschlafen hatte, einen Mordsspektakel. Es pfiß und pfiß und tat wie ein Lätzkopf. Meine Frau meinte, es fehle ihm etwas und behütete es im Keller, bis sich das Wetter besserte. Sobald aber einige Tage später wieder Regenwetter eintrat, pfiß das Tier wieder, bis man es abermals in Trockenheit brachte. Es konnte offenbar das rauhe Wetter nicht mehr recht ertragen.

Bald darauf zeigten sich weitere Störungserscheinungen. Wenn es das



Niklaus Stöcklin, Basel

Der Budenbesitzer

Männchen machte, fiel es häufig um, wobei Schaum aus seinem Munde quoll. Das Publikum kam jeweilen aufgeregt gesprungen und rief, der Mungg sei am Sterben. Kam dann meine Frau hinzu und sagte: «Was häsch au wider?», war alles bald vorbei. Es war ein typischer epileptischer Anfall. Diese Anfälle dauerten den ganzen Sommer hindurch, vergingen aber im folgenden Jahr, nachdem das Tier einen richtigen Winterschlaf gemacht hatte. Offensichtlich war es der unterbrochene Winterschlaf, welcher seinen Nerven so zugesetzt hatte.

Die Murmeltiere hielten von Anfang an eine Arbeitsteilung ein, von der viele Amateure, die sich mit der Anbauschlacht befassen, nur lernen könnten.

Vor dem Zwinger war ein Rasenplatz. Darauf hatten die Tiere zweimal im Jahr Heuet. Sie bissen das Gras ab und breiteten es aus, um es von der Sonne trocknen zu lassen. War Regen in Sicht, so trugen sie mit der Schnauze das Gras in den Gang. Kam die Sonne aufs neue zum Vorschein, so beförderten sie es wieder ins Freie, damit Heu daraus wurde. Ihr Organisationstalent zeigt sich besonders beim Graben der vielen Gänge. Es war immer das gleiche Tier, welches draussen arbeitete und den Aushub weg-schaffte. Große und kleine Steine wurden getrennt an einen Haufen gelegt.

Ein anderes spielte die Rolle der Faßmannschaft. Ihm war übertragen, jeweilen von uns das Futter entgegenzunehmen, während die andern arbeiteten. Es brachte den Kollegen in der Schnauze den Znüni, und zwar zuerst immer denjenigen, die im Gang, und nachher den andern, welche draussen tätig waren. Wenn es nun etwas Besonderes gab, so z. B. Erdnüssli oder Barentatzen, so pres-sierte es meistens mit der Ablieferung nicht besonders, sondern aß sich zuerst selbst satt. In solchen Fällen hörte man jeweilen bald vom Bau her ein nervöses Pfeifen. Brachte es dann das Futter immer noch nicht, so tauchte einer der Schwer-arbeiter auf, nahm ihm den Bissen von

der Schnauze weg und trug ihn in die Höhle.

Wenn die Murmeltiere bei der Arbeit waren, ließen sie sich nicht stören, auch wenn der beste Leckerbissen lockte. Sie arbeiteten allerdings nicht wie die unvernünftigen Menschen acht Stunden hintereinander, sondern nach einer Viertelstunde Arbeit wurde immer eine halbe Stunde für das Essen eingeschaltet.

Das Glück im Winkel

Es fiel mir auf, daß sich unsere Murmeltiere während ein paar Jahren gar nicht vermehrten. Wir vermuteten, das komme daher, weil wir nur Männchen besaßen. Um den Tatbestand eindeutig festzustellen, fehlten uns die Kenntnisse.

Ich war deshalb froh, als wir von einem Privaten ein junges Murmeltier bekamen, von dem es hieß, es sei wahrscheinlich ein Weibchen. Daß es ein Weibchen war, zeigte sich darin, daß nach der Ankunft bei den andern Tieren sogleich ein Familienstreit ausbrach. Sie wollten nicht mehr recht zusammen arbeiten, jeder hielt sich streng in seiner Klausen auf.

Die junge Schönheit aber saß zwei Tage immer an der gleichen Stelle. Sie hatte Angst und getraute sich nicht herumzulaufen. Meine Frau setzte sie deshalb in die Klausen eines der Männchen und die Sache geriet gut. Der Alte bemutterte die Junge und trug ihr Futter herein. Gleichzeitig war der alte Herr aber dafür besorgt, daß die Kollegen seine Freundin fast nicht mehr zu sehen bekamen. Wir selbst erblickten sie nur selten, wenn sie etwa den Kopf zum Loch herausstreckte.

Mit der Zeit gefiel das den andern Alten begreiflicherweise immer weniger. Sie wollten die junge Dame entführen. Der alte Mungg mußte seine Klausen verteidigen. Es entstanden schwere Kämpfe, bis es schließlich den andern durch List und Überzahl gelang, das junge Tier zu rauben.

Das ging so zu: Während der eine der alten Munggen mit dem Beschützer vor dessen Türe raufte, benutzte ein anderer die Gelegenheit, um ein neues Loch in dessen Klausen zu graben. Er trieb dann das junge Tier durch dieses Loch in seine eigene Klausen hinein. Das ereignete sich ausgerechnet zu der Zeit, als sich die Murmeltiere anschickten, ihren Winterschlaf anzutreten. Der Entführer grub sich bald darauf mit der Braut in seiner Höhle ein, d. h. er verpflasterte diese nach außen und begann den Winterschlaf. Der Besiegte aber mußte seinen Winterschlaf in aller Einsamkeit begehen.

Im nächsten Frühjahr ereignete sich etwas sehr Merkwürdiges. Während sonst das Schicksal mit rauher Hand so manches Liebesglück zerreißt, war es in diesem Fall gerade umgekehrt. Von allen Murmeltieren kam einzig unser Pärchen wieder zum Vorschein. Die andern waren offenbar über den Winter von einem Wiesel überfallen und getötet worden. Das junge Weibchen bekam in der Folge neun Junge, und seither schenkte uns dieses Ehepaar ziemlich jedes Jahr Nachwuchs.

So gut die Murmeltiere gedeihen, so wenig eignen sich Marder und Iltisse für einen Wildpark. Das sind Nachttiere. Sie gehen nach Sonnenuntergang auf Raub aus und bleiben die ganze Nacht bis morgens früh auf der Jagd. Dann suchen sie ihren Schlafwinkel auf. Bei uns im Tierpark mußten wir sie quasi zu Tagtieren umwandeln. Wenn sie nämlich das Publikum schlafend in ihrer Ecke bemerkte, so hatte es natürlich nicht die Gnade, sie in Ruhe zu lassen. Es stufte sie mit Stöcken und Steinen, so daß sie auch tagsüber nicht schlafen konnten.

Auf diese Weise begann ihre Degeneration. Aus lauter Nervosität fingen sie an, sich die Zehen oder den Schwanz anzubeißen und sich überhaupt derart zu verstümmeln, daß sie zuletzt eingingen.

Später ließ ich diesen Tierarten einen hohlen Baumstamm in den Käfig geben. Dort können sie sich hinlegen und un-

behelligt schlafen. Weil sie das Publikum nicht sieht, werden sie auch nicht gestört.

Einmal hielten wir ein paar Tage lang Füchse hinter Gittern. Aber der Fuchs eignet sich schon gar nicht dazu, in Gefangenschaft zu leben. Will man ihn richtig halten, so muß man ihm einen Bau mit Höhlen machen und diese auszementieren, damit er nicht weitergraben und entweichen kann. Überdies ist ungünstig, daß der Fuchs ein Fleischfresser ist. Denn sein Kot stinkt unheimlich, was fast nicht zum Aushalten ist.

Überhaupt ist der nicht freilebende Fuchs ein stilles Tier. Entweder verkriecht er sich oder schläft irgendwo.

Unsere Sorgenkinder

Interessanter in der Gefangenschaft sind Rehe. Leider sind sie jedoch sehr heikel. Zum Beispiel muß acht gegeben werden, daß in ihrem Gehege kein Gras wächst, weil sie dasselbe vernässen. Wenn sie aber verunreinigtes Gras äsen, bekommen sie Durchfall und es bilden sich Magenwürmer. Ein solches Würmchen legt 500 Eier. Die Eier gehen mit dem Kot fort und entkapseln sich am Boden. Die Würmer klettern dann auf die Grasspitzen und werden wiederum eingäst. So ist in kurzer Zeit das ganze Rehgehege verseucht. Die Rehe magern ab und gehen mit der Zeit zugrunde. Wir haben schon Tausende von Franken ausgegeben, um diese Seuchen zu bekämpfen, aber man erreicht nicht viel. Deshalb haben wir die Rehe in einem großen Waldgehege. Hier wächst allerdings kein Gras; dafür muß man ihnen besonders frisches bringen.

Gefangene Tiere werden überhaupt oft krank. Ein Tierhüter muß sie deshalb mit derselben Liebe beobachten wie eine Mutter ihr Kind. Das ist nicht so einfach, denn die Tiere kommen nie dermaßen in seine Nähe, daß man ihnen den Puls fühlen oder das Fieber messen könnte. Mit einiger Erfahrung merkt man aber an ihrer Art, sich zu bewegen, wie es mit ihrer Gesundheit steht. Immerhin ist durchaus nicht gesagt, daß es ein ge-

Me mues halt probiere!



Probiere, wänn me e gueti Suppe chohe will!



Probiere, wänn me en Wältreford übertrumpfe will!



... und probiere, wänn me s groß Los vertwütsche will!

Ziehung der Landes-Lotterie 11. September

Lospreis Fr. 5.—, Serien zu 10 Losen Fr. 50.— (2 sichere Treffer),
erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen
an Landes-Lotterie Zürich VIII/27 600.

fährliches Symptom ist, wenn ein Hirsch hinkt. Es mag sein, daß ihm nur ein Stein zwischen die Schalen gekommen ist; doch ist auch möglich, daß sein Lauf gebrochen ist. Es ist nicht immer nötig, das Tier, welches ein Bein gebrochen hat, zu töten. In solchen Fällen versuche ich, es in ein kleineres Gehege zu jagen, wo es vom Publikum nicht verfolgt wird. Wenn es sich dann einigermaßen ruhig verhält, so heilt der gebrochene Lauf meist in kurzer Zeit von selbst. Ob einem Tier überhaupt etwas fehlt, sieht man in erster Linie an der Einstellung zu seinen Kameraden. Ein krankes Tier steht immer allein und geht nicht mit dem Rudel.

Die Rehe ziehen wir meistens selbst nach, oder sie werden uns im Sommer während der Heuernte von Bauern gebracht, welche sie beim Mähen gefunden haben. Die Rothirsche hingegen kaufen wir in der Regel. Sie stammen meistens aus Mähren, während Damhirsche von Wildhändlern oder Tiergärten bezogen werden. Für einen schönen Hirsch zahlt man je nach Alter beim Tierhändler zwei bis dreihundert Franken. Ebensoviele kostet dann noch der Transport.

Wir sehen natürlich darauf, neben den weiblichen auch männliche Tiere zu erwerben. Meistens kann man jedoch nur einen einzigen Bock im gleichen Gehege halten, weil die männlichen Tiere untereinander fast immer unverträglich sind und sich gegenseitig so lange bekämpfen, bis einer auf der Strecke liegt. *Cherchez la femme!*

Vor allem die Rothirsche liefern sich sehr viel Kämpfe, weil sie in einem etwas engem Gehege sind. Sie haben dort zu wenig Gelegenheit, sich auszuweichen und stoßen immer wieder aufeinander. Wir lassen deshalb in einem engem Gehege nur einen Hirsch zu. Die Damhirsche haben ein verhältnismäßig großes Gehege. Bei ihnen ist es deshalb weniger gefährlich. Jahr für Jahr verlieren wir aber trotzdem drei bis vier Stück, und zwar meistens die schönsten und stärksten Exemplare. Das kommt daher, daß die Damhirsche ihre größte Schönheit im

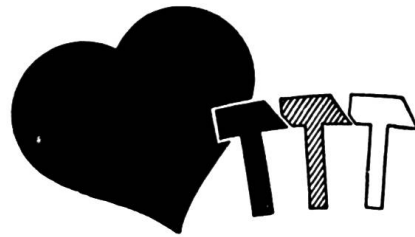
Alter von 6—8 Jahren erreichen. Dann aber gehören sie bereits zu den ältern Herren und sind deshalb im Kampfe nicht mehr so wendig. Wenn sie sich mit einem jüngern Kollegen messen und die Geweihe stecken ineinander, so ist es meistens der jüngere Kämpfer, dem es gelingt, das Geweih herauszuziehen und sich zu drehen. Der alte Herr hingegen ist etwas langsam im Parieren und fängt einen Stich in den Bauch auf. Das ist gewöhnlich der Anfang vom Ende; seine Kampfkraft ist geschwächt. Es folgen immer mehr Stiche, er verendet.

Diese Kämpfe spielen sich nur zwischen männlichen Hirschen ab. Hie und da kommt es in der Brunstzeit allerdings auch vor, daß ein Hirsch über eine Hirschkuh herfällt. Hier handelt es sich allerdings weniger um einen Kampf als um eine Vergewaltigung.

Hirsche und Rehe sind nach meiner Beobachtung weniger intelligent als Bären, Füchse oder Murmeltiere. Dagegen haben sie einen geradezu unheimlichen Instinkt. So begeben sich z. B. Hirsche jeden Sonntagmorgen immer auf die Seite gegen das Höfli, also auf die hintere Seite des Tierparks, die vom Publikum weniger begangen wird. Dort sind sie einigermaßen geschützt.

Aber wieso sie schon am Morgen früh, bevor die Züge angekommen sind, mit unfehlbarer Sicherheit herausfinden, daß es Sonntag ist und nicht regnen wird, ist mir ein Rätsel.

Die Hirsche, die in einem engern Gehege sind, werden das ganze Jahr hindurch von uns gefüttert. Den andern Tieren überläßt man es, sich im Sommer die Nahrung selbst zu suchen. Rehe und Hirsche bekommen im Sommer grünes Laub, im Winter Laubheu aus Brombeerblättern und jungen Weichholztrieben. Zur Ergänzung verabreicht man ihnen Haber, Sesam, Gerste und Mais, im Herbst grünes Obst, im Winter gemahlene Kastanien, gedörrtes Obst und Eicheln. Das Publikum gibt den Tieren immer Brot zu fressen. Etwas Brot schadet nicht, wenn es altbacken ist. Frisches Brot ist dagegen



HERZKLOPFEN

Beklemmungen, Wallungen, Angstgefühle . . . wenn das Herz nicht mehr richtig schafft, hapert's mit der Blutversorgung im ganzen Körper, und davon rühren so viele Altersbeschwerden her.

MISTEL UND WEISSDORN

sind für ihre regulierende, beruhigende Wirkung auf Herz und Kreislauf seit altersher bekannt und daher zwei der wichtigsten Bestandteile im Arterosan. Ebenso wichtig ist aber der reinigende, verdauungsfördernde

KNOBLAUCH UND SCHACHTELHALM

mit seiner regenerierenden Kieselensäure.

Arterosan

*für Männer und Frauen
über Vierzig*

In der durchgreifenden Behandlung liegt der Erfolg dieses 4-Pflanzen-Kurmittels.

Erhältlich in Apotheken zu Fr. 4.50. Kurpackung Fr. 11.50



schädlich. Es verursacht Blähungen, an denen die Tiere eingehen können. Wir haben deshalb die kriegswirtschaftlichen Bestimmungen, die den Verkauf von frischem Brot verbieten, im Gegensatz zu den meisten Leuten, mit Begeisterung begrüßt.

Tiere und ihre Jungen

Man liest oft Anekdoten von der Mutterliebe der wilden Tiere. In Wirklichkeit ist diese Liebe sehr verschieden ausgeprägt, genau wie bei den Menschen.

Vorbildlich sind im allgemeinen die Bärinnen. Sie werfen im Winter; die Jungen kommen also zu einer Zeit auf die Welt, wo die Fütterungsmöglichkeit außerordentlich gering ist. Das ist wahrscheinlich der Grund, warum die neugeborenen Bären auffallend klein sind, nicht größer als eine Ratte. Ihr Geburtsgewicht beträgt nur 250—300 g. Das ist im Verhältnis zum Muttergewicht (170—180 kg) au-

ßerordentlich niedrig, hat aber den Vorteil, daß ihnen die paar Tropfen Muttermilch, die zur Verfügung stehen, genügen.

Es ist sehr rührend, zu sehen, wie die Bärenmutter ihre Kleinen, solange sie noch blind und hilflos sind, immer an der Brust trägt und mit Heu und Stroh zudeckt, damit sie nicht frieren müssen. Die Mutter selbst frißt während der Zeit, da sie Junge hat, nichts. Schon 1—2 Wochen vor dem Werfen verweigert sie die Futteraufnahme, und sie hält diese Fastenkur bis 4—5 Wochen nach der Niederkunft durch. Auch später vertragen sich die Bärenmütter mit ihren Kindern meist recht gut, im Gegensatz zu den Vätern.

Wir besitzen gegenwärtig ein altes Bärenehepaar mit zwei Kindern, die im Januar 1941 im Zwinger geboren wurden. Die Mutter ist auch jetzt noch sehr lieb mit den Kindern; man darf sie ohne weiteres zusammen mit ihren Nachkommen im Zwinger lassen. Auch der Vater verhält sich anständig, wenn die Mutter



dabei ist. Wäre er aber allein mit den Kindern, so würde er sie töten.

Hirschkühe lieben ihre Jungen, lassen diese jedoch häufig im Stich, sobald sie mit Menschen in Berührung gekommen sind. Hie und da setzt eine Mutter ihre Jungen ziemlich nahe an die Straße. Wenn es nun dem Publikum gelingt, die Tierchen mit den Händen zu berühren, so nimmt die Mutter meistens die Jungen nicht mehr an, d. h. sie gibt ihnen keine Milch mehr und läßt sie verhungern. Sie geht wohl hin, schmeckt daran, läuft aber nachher fort. Anders verhalten sich nur Tiere, die selbst zahm sind. Läßt sich die Mutter von Hand füttern, so verleugnet sie in der Regel auch die von Menschen berührten Kinder nicht, weil sie sich an die Witterung der Menschen gewöhnt hat.

Das Reh ist in dieser Beziehung weniger heikel, oder dann ist seine Mutterliebe ausgeprägter. Das beweist folgendes Erlebnis:

Einer Nachbarsfrau in der Wirtschaft «zum Hasengarten» brachten zwei Italiener ein etwa vier Tage altes Reh, das sie im Wald aufgelesen hatten. Die Kinder hatten Freude an dem Tier und sagten: «Muetter, gäll, das Tierli chau-fed mer.» Die Frau wußte aber, daß es verboten ist, wilde Tiere einzufangen, und ich ordnete an, daß das junge Reh sofort zurückgebracht werden müßte.

Die Italiener mußten die Fundstelle angeben. Ich stellte an Hand der Losung fest, daß dort ein Lager von alten und jungen Rehen gewesen sein mußte. Einer der Finder wurde nun angewiesen, das Reh am genau gleichen Ort auszusetzen. Der Landjäger und ich warteten in einiger Entfernung. Es ging nicht lange, bis wir ein Schrecken hörten, wie man das Signal der Rehe nennt. Kurz darauf tauchte die Rehgeiß auf.

Der Italiener erzählte uns nachher folgendes: Er hatte das Reh in der Wirtschaft geholt und auf die Arme genommen. Kaum sei er in den Wald getreten, der unmittelbar hinter dem Haus beginnt, so sei die Rehmutter auf ihn los gesprungen. Unterdessen habe das Kleine gezap-

**Sie sollten
Ihren Magen gar nie
spüren.**

**Bei Sodbrennen und
saurem Aufstossen
die bewährte Kur mit**

ALUCOL

Dr. A. Wander A.G. Bern



Tatsachenbericht Nr. 246

Gestrichene Tücher, Schleiflackmöbel.

Hier, wo gewöhnliches Seifenwasser leicht den Glanz wegnimmt, reinige ich jetzt nur noch mit EXPRESS-Waschbad. Rasch geht aller Schmutz weg, Farbe und Glanz leiden gar nicht. Das ist gerade heute sehr wichtig, wo die Oelanstriche oft nicht mehr so gut sind wie früher.

Das ist eine der 2356 Hausfrauen-Erfahrungen über EXPRESS. Wo Sie sich in einer schwierigen Frage im Waschen oder Reinigen nicht sicher fühlen, wenden Sie sich an den Beratungsdienst von Sträuli & Cie., Winterthur.

EXPRESS

WASCHBAD
für zarte Gewebe
und heikle Farben

STRÄULI & Cie. WINTERTHUR

pelt und gestrampelt, und bei einem Haar hätte er es fallen lassen. Nach ein paar Schritten habe das Reh den Versuch wiederholt, wobei er gemerkt habe, daß es ihn einfach erschrecken wollte, damit er das Junge loslasse. Er habe es aber festgehalten, damit wir wirklich sähen, daß er dem Befehl nachkomme.

Wir setzten nun das junge Tier an einem Bord aus. Sofort fiepte das Tierchen, und die Mutter antwortete. Das junge Reh sprang zur Mutter und wollte saugen. Die Mutter aber wehrte es ab und sprang 30 Meter weiter weg, so daß das Junge ihr nachspringen mußte. Auf diese Art lockte die Mutter das junge Reh immer weiter von uns weg. Erst tief im Holz ließ sie es trinken.

Als wir gegen die Wirtschaft zurückgingen, bemerkten wir, daß die Rehmutter in dieser Nacht vom Waldrand bis zur Wirtschaft ein ganzes Weglein ausgetrampelt hatte. Sie war aus lauter Angst um ihr Kleines, das sich in der Stube bei den Menschen befand, immer hin und her gelaufen. Sie hatte also Angst empfunden, genau wie eine Menschenmutter um ihr Kind.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf aufmerksam machen, daß das Verbot, junges Wild in Gefangenschaft zu halten, nicht einfach eine Polizeischikane darstellt. Wenn nämlich die Milch des alten Tieres während drei Tagen nicht gesogen wird, so verzieht sie. Wenn das Junge dann wieder trinken will, so ist das für die Mutter sehr schmerzhaft. Das gefangene Tier selbst aber verliert in kurzer Zeit seinen Instinkt zur Verteidigung. Wird es später wieder ausgesetzt, so ist es seinen Feinden wehrlos ausgeliefert.

* * *

Ich bin nun pensioniert und kann deshalb meinem selten schönen Beruf, den schon mein Vater ausübte, nicht mehr nachleben. Aber ich habe mir für meine alten Tage ein Häuschen in der Nähe des Tierparkes Langnau gekauft, so daß ich auch so nicht vollständig verlassen sein werde.